

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 52

Artikel: Der Bergsturz [Fortsetzung]
Autor: Ramuz, C.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649746>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER BERGSTURZ

Roman von C. F. Ramuz

DEUTSCH VON WERNER JOHANN GUGGENHEIM

1. Fortsetzung

Und es war leicht zu erkennen, dass man auch auf jener Seite, also im Norden, gänzlich eingeschlossen war, und auch im Osten, wo ein erster Bergriegel die Öffnung der Schlucht verdeckte. Seraphin hebt den Arm, und er lässt eine neue Mauer erstehen, eine noch viel höhere als alle andern; und man sieht, dass man sich allenthalben auf dem Grund eines Loches befindet. Und die grosse Mauer ist von zahlreichen Schluchten durchschnitten, von denen herab wehende kleine Wasserfälle hängen. Der Blick wandert der Felsmauer entlang, dann zwingt ihn Seraphins ausgestreckter Finger, anzuhalten.

Dort oben war es, auf der letzten Höhe, ganz am Rande der Felsmauern, auf dem Grat. Der Grat hatte einen starken Ueberhang, denn an der Grenze des Himmels schob sich die Dichte des Gletschers darüber. Und dort oben war ein Schimmern, etwas, ähnlich einer durchsichtigen Franse, glimmend mit blauen und grünen Lichten und einem phosphorartigen Schein. Klar in der klaren Luft, über dem hellen Felsstein und unter dem dunklen Himmel, in dem die Sterne blinkten. Es war der Eisbruch des Gletschers. Aber auch er war jetzt zu dieser Stunde voll eines grossen Schweigens, voll eines grossen Friedens. Denn nichts regte sich mehr, nirgendwo, unter dem Mondlicht, das wie eine unfühlbare Asche durch die Lüfte schwebte und, wo immer es hatte haften bleiben können, in hauchdünner Schicht auf allen Dingen lag.

„Dort oben...“

Seraphin hielt den Arm immer noch ausgestreckt. Er sagte:

„Jawohl, dort, bei dem Ueberhang. Aber es scheint, dass es für heute abend wieder einmal zu Ende ist.“

Seine Stimme war sehr laut in der Stille.

„Immer, so lang man sich erinnern kann, sind dort Steine heruntergekommen.“

Er hatte den Arm gesenkt:

„Die Alten redeten davon bei uns, zu ihrer Zeit. Und als sie selber noch ganz klein waren, da hatten sie schon die Alten davon erzählen gehört... Nur eben, das geht da oben nach eigener Laune vor sich... Schade...“

Man hörte dann und wann das Klingeln einer Schelle am Hals einer Ziege, von irgendwo her aus der Alp. Die Sennhütten lagen da und dort verstreut. Es sind Hütten aus rohen, mörtellosen Steinen. Die eine Schrägen ihrer Dächer war schneeg weiß vom Mond; die andere verschmolz mit dem Schatten, den sie auf den Boden warf.

Und die beiden Männer warteten noch eine kurze Zeit, um zu sehen, ob sich irgend etwas begeben würde, aber nichts begab sich mehr.

Dann und wann trug einem der Wind das ferne Geflüster der Wasserfälle ans Ohr. Der Windhauch strich dicht über den Boden hin. Alles schlief bei den Menschen, alles schlief beim Vieh. Und dort auf der Höhe...

Dort auf der Höhe, wohin sie noch schauten, war nur im Licht des Mondes jene feine Eisfranze, so fein und zart, dass einem manchmal scheinen wollte, als bewege sie sich wie ein Faden, den ein Windhauch aufweht. Und auch Anton hatte gemeint, er sehe, wie sie sich bewegte, und eben wollte er dies sogar Seraphin mitteilen, als Seraphin den Kopf schüttelte:

„Ich meine, der Teufel ist schlafen gegangen; also bleibt uns nicht viel anderes übrig, als das gleiche zu tun.“

So hatte Anton nichts mehr gesagt; die beiden Männer sind in die Hütte zurückgegangen und haben die Türe hinter sich zugemacht.

Sie schliefen auf Strohsäcken. Die Säcke lagen auf Planken, die in der Mauer befestigt und zweistöckig übereinander angeordnet waren. Sie schliefen übereinander, wie in einem Schiff.

Anton schlief auf dem oberen Lager.

Wegen der Ratten hängten sie die Schuhe mit den Nadeln an Pflocken auf.

Anton war zu seinem Strohsack hinaufgestiegen.

„Gute Nacht“, hatte Seraphin gesagt.

„Gute Nacht“, sagte Anton.

Als bald, nachdem er sich in seine braunwollene Decke eingerollt und der Wand zugekehrt hatte, war sie da gewesen. Warum soll das nicht gehen? Es ist Therese.

Sie kommt her. Und nun war sie da in ganzer Gestalt und mit allen Aecken und Feldern, sie hatte in dem kleinen Raum, der zwischen der Mauer und ihm noch blieb, Platz gefunden für sich und für alle Aecker und Felder. Er sagte: „Guten Tag“, sie sagte: „Guten Tag“. Er sagt: „Und jetzt?“ Sie sagt: „Ja, eben.“ Sie mussten sich fern vom Dorf treffen, denn es gibt immer neugierige Leute. Immer gibt es Neugierige, Leute, die sich um Dinge bekümmern, die sie gar rein nichts angehen. Sie trug einen Rechen auf der Schulter. Er sah, wie sie im Vorbeigehen mit den Zähnen ihres Rechens an den Wolken hängenblieb. Die Wolken hingen ihr nieder über dem Kopf. Warum hat er sich oben auf der Böschung hingesetzt, höher als sie?

Er sieht sie nur vom Rücken, und sie beugt sich vor, so zeigt sich zwischen ihrem Haarknoten und ihrem roten Halstuch ein Stücklein brauner Haut. „Dann geht es also nicht?“ — Oh, meinewegen schon“, sagt sie. „Warum dann nicht?“ — „Ja, eben, wegen meiner Mutter.“

So war es zu jener Zeit.

Nun fängt sie an zu gleiten. Er sagt: „Wart auf mich.“ Sie glitt immer rascher abwärts, ohne doch selber nur die geringste Bewegung zu machen. Es war, als wiche der Boden unter ihr weg; und so floh sie immer schneller vor ihm fort, aber auch er glitt vorwärts, gleich schnell wie sie, und der Abstand zwischen ihnen blieb immer gleich, so konnte er mit ihr sprechen, und sie konnte ihm antworten. Das geht sehr rasch. Er redete mit ihr, er sagte: „Aber pass auf die Rhone auf!“ Denn unten am Hang war die Rhone, und es ist nicht Winter, dachte er. „Meine Mutter sagt, wir hätten nichts zu leben, und erst noch, wenn wir Kinder bekommen.“

Aufpassen!

Ein Stoß. Schlafst er denn immer noch? Er fühlt, dass er die Augen offenhält.

Das sonderbare Geräusch, das er zu hören geglaubt hatte, dauert immer noch an.

Kurzwellen-Radio Miete Fr. 14.70 Radio-Kunz
pro Monat Christoffelgasse 7

Zur Jahreswende

PETER BRATSCHI

*Aus Tag und Dunkel
Klingt dir die Weis'.
Aus den Saaten der Liebe
Wird dir der Preis.

Durch Schmerz zum Åtel,
Zu Glück und Lohn.
Aus dem Pfad-Erleiden
Wird dir die Kron.*

Ist es in seinem Kopf? In seinen Ohren braust es wie von rauschendem Wasser; er schläft, schläft er denn wirklich? Er wendet sich um, er sieht, dass die Türe der Hütte aufgemacht wird; jemand streckt vorsichtig den Kopf in die Helle des Mondscheins hinaus.

Wo ist sie?

„Aber das hat sich doch seither alles gegeben“, sagt er zu sich. „Oder nicht? Aber doch, gewiss. Wir sind jetzt verheiratet. Das war alles in der alten Zeit...“

Er denkt: „Am Samstag...“

Er öffnet wieder die Augen; er sieht, dass man die Hütte verlassen hat. Das mondbeschienene Geviert herwärts der Türe ist leer, wie eine Malerleinwand, auf der man noch nicht zu malen angefangen hat.

Er ist wieder eingeschlafen, ist er wirklich wieder eingeschlafen?

Plötzlich bricht das Dach zusammen. Einer der Balken, die das Dach tragen, hatte sich an einem Ende gelöst und schlug auf das Holzgestell auf, wo Anton auf seinem Strohsack lag.

2

Lieblich klingt der Name Derborence; sanft und ein wenig traurig singt einem das Wort durch den Kopf. Der Name setzt ziemlich hart und bestimmt ein, zögert dann, bleibt unentschlossen in der Schwebe, während man sich das Wort noch vorsingt: Derborence; und plötzlich bricht der Name ab, als wollte er selbst durch den Klang die Verwüstung andeuten, den Verfall, die Vereinsamung, das Vergessen.

Denn Verfall, Verwüstung, Trümmer herrschen jetzt an dem Ort, den er nennt. Keine Herde steigt mehr hinauf. Der Mensch hat sich von ihm abgewandt. Fünf bis sechs Stunden braucht man, um von der Ebene hinaufzugehen, wenn man von Westen kommt, aus dem Waadtland. Wo liegt Derborence? Und man antwortet einem: „Dort drüber, dort unten.“ Lange Zeit muss man einem Bergbach entgegensteigen. Das Wasser des Baches fliest durchsichtig wie Luft über die Steine seines Bettes. Derborence liegt zwischen zwei langen, unregelmässigen Graten, und man muss zuerst zwischen den Graten emporsteigen. Die Grate gleichen zwei Messerklingen, die mit dem Rücken auf der Erde liegen und deren scharlige Schneiden da und dort den glänzenden Stahl sehen lassen, an anderen Stellen von Rost zerfressen sind. Und zur Rechten und Linken nehmen die Grade an Höhe zu. In dem selben Masse, in dem man selber emporsteigt, nehmen auch sie an Höhe zu. Und immer noch singt einem lieblich der

Name durch den Kopf, während man an den schönen Hütten vorbeisteigt. Hierzulande sind die Hütten langgebaut, schön weiss ausgemörtelt, mit Dächern aus Schindeln, ähnlich den Schuppen der Fische. Ställe sind da für das Vieh und reichlich fliessende Brunnen.

Man steigt immer weiter bergan, der Hang wird steil. Man ist jetzt bei den grossen Alpweiden angelangt. Vorspringende Felsriegel durchschneiden sie und teilen sie in übereinander gelagerte Staffeln. Man steigt von der einen Staffel zur nächsten empor. Schon ist man nicht mehr weit von Derborence, man ist aber auch nicht mehr weit von den Gletschern entfernt; denn man ist schon so hoch hinaufgestiegen, dass man endlich eine Stelle erreicht hat, die einen Pass bildet. Gerade über den Alpweiden und den Hütten von Anzeindaz treffen die Gebirgsgrate zusammen und bilden einen Sattel. Die Sennhütten von Anzeindaz stehen beieinander wie ein kleines Dorf, an einem Ort, der schon dicht an der Grasgrenze liegt, Bäume wachsen hier schon lange nicht mehr.

Und Derborence liegt nun ganz nahe. Man braucht nun nur noch geradeaus zu wandern.

Plötzlich bricht einem der Boden vor den Füssen ab.

Plötzlich setzt sich die Linie der Alpweide, die sich in der Mitte senkt, mit ihrer hohlen Krümmung im Leeren fort. Und man sieht, dass man angelangt ist, denn ein ungeheures Loch öffnet sich jählings vor einem, ein langrundes Loch, ähnlich einem mächtigen Korb mit senkrechten Wänden. Man muss sich vorbeugen, man befindet sich auf einer Höhe von etwa zweitausend Metern, und der Grund des Loches liegt fünf- bis sechshundert Meter tief unter einem.

Man beugt sich vor, man streckt den Kopf etwas vor. Oder man legt sich flach auf den Bauch und lässt nur sein Gesicht, nach unten gewendet, über die Leere hinausragen.

Ein kalter Hauch weht einem ins Gesicht.

Derborence: das ist ein Rest vom Winter, der einem mitten im hohen Sommer entgegenkommt, denn der Schatten wohnt da unten fast den ganzen Tag, auch wenn die Sonne in ihrem Laufe den höchsten Stand am Himmel erreicht. Und man sieht, dass dort unten nur noch Steine sind, Steine, nichts als Steine.

Rings fallen die Felswände jäh ab. Sie sind mehr oder weniger hoch, mehr oder weniger glatt. Der Pfad schlängelt sich durch die Felswand in gewundenen Kehren wie ein Wurm bergab. Wohin man den Blick wandern lässt, gegenüber, zur Rechten, zur Linken, überall Gestein und Felsen, stehend, liegend, flach auf der Erde, hangend in der Luft, roch aufrecht oder schon gestürzt, vorspringend in Zacken, oder zurückgebogen, oder auch zu engen Runsen und Schluchten gefaltet: überall Felsen, Felsen, Gestein, nichts als Gestein, allenthalben dieselbe Verwüstung.

Die Sonne, die darauf scheint, bemalt die Felsen mit mannigfaltigen Farben. Die eine Bergkette wirft ihre Schatten auf die andere, die Kette im Süden wirft ihre Schatten auf die nördliche Felswand, und diese Schatten sind scharf gezahnt. Dann sieht der obere Teil der Felsen gelb wie reife Trauben aus, oder rosenrot.

Aber schon steigen die Schatten höher, steigen immer mehr, in kleinen Rücken, unaufhaltsam, wie Wasser in einem Brunnenbecken, das sich füllt. Und wo die Schatten höher steigen, löscht alles aus, wird kalt, verstummt, verliert die Kraft und stirbt. Und die gleiche trübe, traurige Farbe, ein bläulicher Farbton, breitet sich indessen allenthalben unter einem wie feiner Nebel aus. Auf dem Grund, inmitten der Verwüstung, liegen zwei kleine düstere Seelen. Sie sehen wie flache Zinkdächer aus. Noch sieht man sie durch die dunkelnde Luft matt herauschimmern, dann erloschen auch sie.

(Fortsetzung folgt)